

23. VII. 1918

Die neue Valuta.

Eine alltägliche Geschichte.  
Von Ludwig Stieglitz.

Jeden Nachmittag, wenn Herr Vinzenz Posch aus dem Amt in seine am äußersten Rande des Alsergrundes gelegene Wohnung heimkehrt, gerät er beim Franz Josefsbahnhof in den Strom der Reisenden, die eben mit dem aus Lulln eingelangten Personenzug angekommen sind. Es ist wirklich ein reizender Strom, der immer um diese Stunde den weiten Platz plötzlich überschwemmt und sich dann bei den Straßentrenzungen und den Haltestellen in Wirbeln staut und teilt. Aber man glaubt betraute, mehr Gepäck als Menschen zu sehen: Koffer, Kisten, Körbe, Bündel und Kutschsäcke, Kammern und Flaschen, und es ist schon von atzen zu erkennen, was darin sein mag. Erdäpfel, Fett, Milch oder sonst einer dieser Bederbissen, die hier hinter dem Rücken der Vorschritten und vor der Nase der Aufsichtspersonen täglich heimlich importiert werden. Gebeugt schleppen die kleinen Selbst- und Doppelverfolger ihre kostbare Last, hasten atemlos zur nächsten Straßebahn, um den Schatz in Sicherheit zu bringen, kleine Kinder helfen der Mutter tragen. Alle diese Menschen haben das selbe abgehörte, sorgenvolle und aufgewagte Gesicht, aus allen Mienen spricht die nämliche bescheidene Bemühtung: wieder eine Woche gesichert.

Herr Vinzenz Posch geht an alldem mit einem äusserlich nicht wahrnehmbaren Kopfschütteln vorüber. Nicht daß er neidig und mißgünstig wäre. Er weiß genau, daß diesen kleinen armen Leuten die Zubuße, die sie sich selbst bewilligen und verschaffen, wohl zu gönnen ist. Aber unstatthaft ist es, und wer am Kutschadverkehr teilnimmt, handelt nicht nur gegen die Vorschriften, er ist auch auf Heimlichkeiten, auf Gefälligkeiten, Gunst und Wohlwollen angewiesen, lauter Dinge, die zum Wesen und Charakter des Herrn Vinzenz Posch absolut nicht passen. Er ist altmodischerweise mit seinen Begriffen von Rechtlichkeit und Korrektheit im Jahre 1914 stehen geblieben und glaubt, daß alles das, was angeordnet, gedruckt und plattiert wird, auch wirklich so gemeint ist und befolgt werden muß. Herr Posch hat sich in keiner Weise dem betrieblichen heutigen Leben angepasst, die handwerklichen

Disten, Schliche und Kriffe sind ihm fremd und durch beruhigende amtliche Mitteilungen fühlt er sich wirklich beruhigt — mit einem Worte, er ist ein unmöglicher altmodischer Mensch.

Es gibt nämlich solche Menschen, mehr als man glaubt. In dieser riesigen Stadt, mit ihren vielfachen Beziehungen und Zusammenhängen leben Tausende ganz abseits ein einsichtiges Dasein. Meistens sind es ältere Junggejellen, alte Fräulein, Pensionistenwitwen, Leute ohne Anhang, ohne Ansprache, um die sich niemand kümmert und die sich nichts verschaffen können. Sie sind Bemittelte, die viel zu wenig haben, Outfitierte, denen es recht schlecht geht, die aber viel zu stolz, zu schamhaft und wohl auch zu ungeschickt sind, um irgendeine Aushilfe in Anspruch zu nehmen. Die Welt weiß nichts von ihnen und denkt nicht an sie. Höchstens, daß man sich ab und zu in Gesprächen nach Tisch oder im Kaffeehanse für eine Weile dieser einsichtigen Existenzen besinnt und erstaunt fragt: Wobon leben jetzt solche Leute?

Herr Vinzenz Posch ist das typische Exemplar eines Großstadteinwohners. Er lebt von dem, was er offiziell bekommt, also sehr schlecht. Sein Frühstück besteht aus schwarzem Kaffee mit Saccharin, einer dünnen Scheibe Müsli mit Gemeindepastete. Seine Mittagspause zerfällt in zwei Teile. In der ersten Hälfte irrt er als eine Art Speisekarten-Obdysseus umstet von einer Gasthaustür zur andern, studiert, vergleicht, wo man heute ausgiebiger oder um eine Krone billiger essen kann, in der zweiten Hälfte schlingt er das Essen hastig und ungemütlich hinunter, wobei auf jeden Bissen drei Bewußtseinsbisse kommen. Denn es bedrückt Herrn Posch sehr, daß trotz aller Aufbesserungen und Zulagen sein Gehalt merkwürdigerweise immer kleiner wird, und je mehr Banknoten er zu sich steckt, desto weniger kriegt er dafür. In seiner Weltfremdheit weiß er gar nicht, daß längst eine neue Valuta eingeführt worden ist, eine Währung, in der nicht mit Geld gezahlt wird, sondern mit praktischen Tauschmitteln, mit Waren, Beziehungen, mit Liebenswürdigkeit und sogar mit Gefühlen. Ab und zu ahnt er ja etwas von dieser Valutaregulierung, beispielsweise, wenn er jemandem ein Trinkgeld geben will und die Antwort erhält: „Gnäd' Herr, könnt' i net lieber a Zigarri haben?“ Auch in den Geschäften, im Umgang mit Bureaukollegen und mit Frauen, in jedem Gespräch, in der ganzen Tonart, überall ist die neue Valuta zu spüren: was hast du und was gibst du mir dafür? Und als Herr Posch sich unlängst im Gasthause eine Mehlspeise bestellen wollte, fragte ihn der Kellner: „Haben der Herr Mehlskarte — oder vielleicht ein paar Zigaretten?“ Seitdem meidet er dieses Gasthaus wie die Sünde, denn für solche Dinge ist er nicht zu haben, und außerdem besitzt er auch keine Zigaretten. Der einzige Vorrat, den Herr Posch unangefastet besitzt, ist seine Unbescholtenheit, seine Korrektheit — er schaut aber auch danach aus.

Eine Zeilang kann man ja auf diese Art leben. Aber wenn ein allerletztes Kriegsjahr nach dem anderen vergeht und ein Entscheidungssommer nach dem anderen ins Land zieht, dann wird die Sache doch ungemütlich. Man kann wenig essen, man kann beinahe gar nichts trinken und standesgemäß hungern, aber kleiden kann man sich nicht scheinbar oder nur stellenweise. Die Sache gestaltet sich eines Tages katastrophal, indem das treueste Paar Schuhe, das Herr Posch besitzt, schadhast wird. Ahnungslos, wie er schon ist, geht er damit schnurstracks zum Schuhmacher und sagt: „Bitte, machen Sie mir neue Sohlen.“ Der Schuhmacher ist mit Vergnügen dazu bereit, gegen Geld, gute Worte, Leder und Lebensmittel. Wie bekommt man Leder? Gegen Lebensmittel. Herr Posch geht zaghaft auf der schiefen Ebene des Tauschhandels weiter und erkundigt sich, wie man Lebensmittel bekommt. Nur gegen Tabak. Aber wie bekommt man Tabak? Nur gegen Zuckerln. Und als er endlich im Zuckerladen angelangt ist, jagt das Fräulein, süß lächelnd: „Zuckerln sind vorläufig ausverkauft, aber für ein Paar Sohlen brauche ich dringend Leder.“ So daß Herr Vinzenz Posch wieder genau dort steht, von wo er ausgegangen ist, und erschüttert den geschlossenen Ring des Tauschhandels erkennt, den unerbittlichen Kreislauf der neuen Valuta.

Es wird immer ärger. Die Zahlen auf den Speisekarten vergrößern sich während man sie liest. Die eine Hälfte der Rationen wird gekürzt und die andere nicht ausgefolgt. Noch immer begegnet Herr Posch nachmittags dem Strom der heimkehrenden schwerbeladenen Kutschadreisenden, aber jetzt vermag er sich nicht einmal mehr zu einem innerlichen Kopfschütteln aufzuraffen und er fühlt, wie sein Charakter mehr und mehr korumpiert wird. Bis er eines Tages den düsteren Entschluß faßt, auch einmal auf die Hanfsterpartie zu gehen. So einsichtig und weltfremd Herr Posch ist, hat er doch da und dort gehört, was die Bauern verlangen: Zucker, Kaffee, Tabak, Petroleum, und glücklicherweise hat er sich davon in den letzten Monaten ein kleines Quantum zusammengespart. Er packt seinen Kutschack und geht eines Sonntags zeitlich früh zum Franz Josefsbahnhof. Bei der Lokalzugskasse ist schon ein arges Gedränge, Herr Posch wird von zwei energischen Vorstadtdamen umfassend flankiert und muß ihrem eifervollen Gespräch zuhören. Der Dialog ist derart verteilt, daß die eine fortwährend aus ihrem reichen Hanfstererfahrungen erzählt, während die andere bloß kleine Zwischenrufe macht: „Na so was, i bitt' Zhna, hör'n S' auf, is dös a Zeit.“ Die Erfahrene erzählt, daß die Bauern jetzt Zucker, Kaffee, Tabak und Petroleum nicht mehr als Tauschmittel anerkennen. Das bringt ihnen ein jeder, davon haben sie schon zu viel, das brauchen sie nicht mehr: „Wissen S', was die Bauern jetzt verlangen? Kleider, Stiefel, Wäsch': Leintücher, Polsterzichen, auf dös san i wie narrisch. Was soll mir tun, i bring heut' a Wäsch' hinaus. Von mein Leintücher ihrer Aussteuer hab' i drei Leintücher wegg'nommen. Wann er 's gern hat, heirat er 's trotzdem Besser, 's Nadel hat drei Leintücher zwenig, als sie is blutarm... hab' i net recht?“

Als Herr Vinzenz Posch diese Weisheit aus Volksmund vernahm, da wurde ihm ganz eigen zu Rute und er kam sich mit seinen armseligen Tauschmitteln im Kutschack ungemein hilflos und elend vor. Weher sollte er, der müßler Herr, Leintücher nehmen? I für ihn war es viel zu spät, mit diesen kleinen Kutschadreisenden in den

beziehungen zu treten, denen das Gemd des Wittmenschen näher ist, als sein Hunger, die genau wissen, wo den Großstädter der Schuh drückt und ihn deshalb ausziehen wollen... Und wie wird das weitergehen, was werden die Bauern nächstes Jahr verlangen: vielleicht eine komplette Wohnungseinrichtung, Persedecke, einen Bücherkasten mit Konversationslexikon und allgemeiner Bildung. Zum größten Erstaunen aller anwesenden Kutschsäcke gab Herr Posch seinen günstigen Platz im Gedränge auf und entfernte sich beschämt und resigniert. Für ihn war es ganz zwecklos, sich auf diesem Bahnhof anzustellen, denn den Zug dieser Zeit hatte er ohnehin schon längst veräumt...

So endet die sehr alltägliche Geschichte von Herrn Vinzenz Posch, dem älteren Junggejellen und kleinen Beamten, dem korrekten einsichtigen Menschen ohne Beziehungen und ohne Vorräte, dem Ehrenmann alter Währung. Und wenn er an seiner Korrektheit nicht gestorben ist, so lebt er noch immer genau so weiter, geht um dieselbe Stunde aus dem Amt, bleibt beim Bahnhof stehen und richtet seine Uhr, das einzige an ihm, was mit der heutigen Zeit übereinstimmt. Die Welt weiß nichts von ihm und kümmert sich nicht um ihn, höchstens daß sie ihm eine Steuermahnung, einen Sammelbogen, einen Erlassschein in den Briefkasten wirft: „Auch an Euer Hochwohlgeboren ergeht die Aufforderung, das Ihrige beizutragen...“ Dann denkt aber wieder lang niemand an ihn und seine Existenz. Nur ab und zu jagt irgendwer nach Tisch oder im Kaffeehanse behaglich stauend: Wobon leben solche Leute jetzt?...